

Barbara Niemeyer und Roland Schwab. *Trierer Zeitschrift Beiheft 35*. Eigenverlag Rheinisches Landesmuseum Trier 2017. 333 Seiten mit zahlreichen, überwiegend farbigen Abbildungen sowie Diagrammen und Tabellen, ferner 22 Tafeln.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit zwei Funden aus Trier, die unter ganz unterschiedlichen Voraussetzungen diskutiert werden. Der eine Hauptteil, von Annemarie Kaufmann-Heinimann, und acht teils kleinere Beiträge gelten der 1992 als Streufund geborgenen Silberkanne im Rheinischen Landesmuseum Trier. Der zweite Hauptteil, von Max Martin, beschäftigt sich mit einem 1628 unweit davon geborgenen großen Silberschatz, der kurze Zeit später eingeschmolzen wurde, und setzt diesen in Zusammenhang mit weiteren Funden spätrömischen Tafelsilbers.

In zwei kurzen Eingangskapiteln wird zunächst die Fundstelle vorgestellt. Sabine Faust gibt einen Überblick über Grabungen zwischen 1977 und 2006 im westlichen Teil der römischen Stadt Trier im Bereich der heutigen Feldstraße, auf dem Gebiet des Krankenhauses (S. 9–14, Gesamtplan S. 10 Abb. 2). Am Moselufer lag ein Podiumstempel mit umgebendem Hof. Nördlich des Tempels befand sich ein Wohn- und Handwerkerviertel, an dessen südlicher Seite ein spätantiker Apsidenbau stand. In der Insula westlich des Apsidenbaus wurde 1993 im Bereich der Wohnbebauung ein um 196 n. Chr. verborgener Schatz mit 2518 (ursprünglich wohl über 2650) Goldmünzen entdeckt. Die Silberkanne stammt aus der daran nördlich anschließenden Insula (Beitrag Löhr). Der Silberschatz von 1628 wurde ebenfalls hier, nämlich in dem großen Garten auf dem Gelände des ehemaligen Jesuitenklosters an nicht näher bezeichneter Stelle gefunden. Angefügt sind Auszüge aus den Aufzeichnungen von Heinz Cüppers anlässlich der Einlieferung der Kanne.

Hartwig Löhr stellt im Anschluss das Grabungsgebiet vor (S. 15–20). In einer Notbergung wurden Baureste festgestellt, die als Teil einer normalen Insulabebauung interpretiert werden. Die Kanne wurde als Streufund geborgen und am folgenden Tag im Museum eingeliefert. Sie lässt sich im Gelände leider nur ungefähr verorten (S. 16 Abb. 3) und keinem Befund mehr zuweisen. Durchsuchungen des Aushubes auf der Deponie durch Amateure mit Metalldetektoren brachten unter anderem eine Siliqua Konstantins III. als Hinweis auf Nutzung des Areals im fünften Jahrhundert, jedoch keine weiteren Teile des vielleicht anzunehmenden Geschirredepos.

Eine ausführliche Bilddokumentation der Kanne auf zweiundzwanzig Tafeln mit Fotos und Umzeichnungen in halber natürlicher Größe

Annemarie Kaufmann-Heinimann und Max Martin (†), **Die Apostelkanne und das Tafelsilber im Hortfund von 1628. Trierer Silberschatze des 5. Jahrhunderts.** Mit Beiträgen von Wolfgang Binsfeld, Heinz Cüppers, Ludwig Eiden, Sabine Faust, Susanne Greiff, Hartwig Löhr,

ist dem ersten Hauptbeitrag vorangestellt. Diese Dokumentation beinhaltet außer der allseitigen detaillierten Darstellung des Gefäßes mit seinen separat gefertigten Anbauteilen (Deckel, Henkel, Mündungsring, Scharnier, Daumenrast, Fingerrast) auch Illustrationen, bei denen in den einzelnen Feldern die Verzierungstechniken Niello und Vergoldung noch einmal grafisch hervorgehoben sind.

Im Zentrum des ausführlichen Beitrages von Kaufmann-Heinimann (S. 45–127) steht die 1992 gefundene Trierer Apostelkanne, die trotz der runden Mündung ohne Ausguss nicht als Krug bezeichnet wird (S. 45 Anm. 1 mit Begründung).

Die Verteilung ihrer Verzierung wird sowohl über die acht Seitenflächen als auch über sechs horizontale Zonen (I–VI) und acht Ebenen (a–h) zuzüglich des Mündungsrandes (m) erschlossen. Vergleiche für einzelne Verzierungselemente werden diskutiert und Vergleichsstücke mit entsprechenden Elementen tabellarisch zusammengestellt. In den einzelnen Feldern kommen sowohl geometrische als auch vegetabile Ornamente vor (vgl. S. 47 f. mit Abb. 2 und 3). Ein besonderes Augenmerk liegt auf den figürlichen Darstellungen der Apostel (s. u.) und der Lämmer in den Zonen IV und V, wobei diejenigen in Zone IV größer sind. Von den acht Aposteln sind Petrus und Paulus anhand von Frisur und Bart identifizierbar. Als Vorlagen der Apostelfiguren werden Darstellungen auf Sarkophagen gesehen. Ein auf Kannenseite 6 (Feld e) platzierter Apostel ist in Rückansicht dargestellt und hält vermutlich eine Schriftrolle. Aus dem Bestand graviertes Metallgefäße ist ein Bronzeimer aus Rom mit thronendem Christus und einer Apostelversammlung mit zwölf namentlich bezeichneten Aposteln die ikonographisch nächste Parallele zur Trierer Silberkanne. Auf den häufig wohl in Rom hergestellten Zwischengoldgläsern gehören Petrus und Paulus, die ihr Martyrium ja in Rom erlitten haben, einige weitere stadtrömische Märtyrer sowie römische Bischöfe zu den beliebten Motiven. Darstellungen der übrigen Apostel sind innerhalb dieser Sachgruppe hingegen selten. Als Ausnahme gilt ein Goldglasboden aus Parma, bei dem zwölf stehende männliche Figuren um das Brustbild eines bartlosen langhaarigen Jünglings angeordnet sind, wohl der jugendliche Christus mit den Aposteln. Auf einem ehemals vergoldeten Schliffglasbecher des ausgehenden vierten Jahrhunderts aus Aosta finden sich Petrus und Paulus sowie weitere, mit Namen versehene Heilige; wie auf der Apostelkanne aus Trier fehlt Christus. Drei silberne Behälter aus Pula und Novalja (Kroatien) sowie Ballana in Nubien sind wenigstens in ihrer letzten Funktion als Reliquiare zu sehen. Als Motiv wurde hier jeweils Christus mit Petrus und Paulus und weiteren

Aposteln gewählt. Die Figuren selbst sind bei diesen Stücken – anders als bei der Trierer Kanne – aus dem Material herausgetrieben.

Mit Hinweis auf die Apostelsarkophage sowie auf die Beobachtung, dass andere Heilige meist mit Namen versehen wurden, begründet die Verfasserin, dass mit den Standfiguren neben Petrus und Paulus auf der Trierer Kanne weitere Apostel gemeint sind.

In Zone V sind abwechselnd Lämmer und Apostel angebracht, wobei die unteren Bereiche (Ebene V g) kleiner sind. Mit Verweis auf die allegorische Darstellungsform, bei der ein Zug von Lämmern hin zum Gotteslamm auf dem Paradiesberg sowohl das Gottesvolk als auch die Apostel symbolisiert, wird argumentiert, dass der Silberschmied daher auf dem begrenzten Platz in der unteren Ebene g ein Lamm als Chiffre verwenden konnte. »Somit ergaben sich zwölf Apostel, acht in menschlicher Gestalt und vier in Gestalt von Lämmern« (S. 80).

Eine Typologie spätantiker Silberkannen mit sechs unterschiedlichen Typen wird anhand von sechsundvierzig im Katalog (S. 90–126) zusammengestellten Exemplaren begründet. Das Silbergefäß aus Trier gehört zur polygonalen Variante des Typus A mit großer Standfläche und niedrigem Fuß, einem birnenförmigen Körper, einem schlanken Hals mit Manschette und einem winklig umbiegenden Henkel mit Mündungsattasche (Kat. A15). Bei diesem Typus, der sich in der Zeit von 300 bis 450 nachweisen lässt, sind als weitere Variante auch runde Exemplare bekannt. Es gibt fünf weitere Kannentypen B bis F, zu denen noch einige Varia hinzukommen.

Wichtig ist ein Nachtrag (S. 125 f.) mit einigen bislang unveröffentlichten Stücken. Dem Typus A gehört eine Kanne ehemals in deutschem Privatbesitz an, die aus Ranken gebildete Medaillons mit Büsten, Erosen und weiteren Motiven trägt. Eine von drei angeblich westlich von Kiew gefundenen und erst 2017 im Kiewer Kunsthandel aufgetauchten und hier erstmals vorgestellten Kannen (N3, Höhe ca. 36 Zentimeter; Gewicht 1059 Gramm) weist im unteren Teil des Gefäßkörpers einen Fries mit Christus sowie Petrus und Paulus mit sechs weiteren Aposteln auf, darüber finden sich als alttestamentliche Themen zwei Szenen aus der Jonasgeschichte, außerdem Daniel in der Löwengrube, Abraham und Isaak sowie Noah in der Arche. Die insgesamt dreiundsechzig Edelmetallkannen des vierten und fünften Jahrhunderts sind im Katalog jeweils mit Abbildung und Literatur aufgeführt, der somit einen wertvollen Überblick über diese Materialgattung bietet. Im Vergleich von Typus, Ikonographie und Stil wird die Trierer Kanne in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts datiert (S. 88).

Untersucht wurden nicht nur die Kannen als Ganzes, sondern auch die einzelnen Anbauteile. So gehen beispielsweise bei den älteren Kannen der Variante A die Henkel mit einem leichten Absatz in eine Blatttasche über, während sie bei jüngeren Vertretern mit eingerollten unteren Abschlüssen deutlich von der Attasche abgesetzt sind. Die Mündungsattaschen können in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts noch kompakt gearbeitet sein, später sind sie in der Regel durchbrochen.

Auch die Funktion der Kanne ist Gegenstand einer ausführlichen Diskussion. Als repräsentatives Schankgefäß konnte sie beim Bankett vermutlich für Wasser oder Wein verwendet werden. Auffällig ist, dass sich unter den Verzierungen spätantiker Silbergefäße im Verhältnis zu solchen mit »profanen« beziehungsweise »traditionellen« mythologischen Motiven nur wenige mit christlichem Charakter finden (vgl. S. 82 f. Tabelle 4 und 5). Die Verfasserin untergliedert hier noch weiter in christliche Themen und christliche Zeichen (vgl. die differenziertere Untergliederung im Beitrag Martin S. 239–242). Zeichen wie Christogramme oder Kreuze sowie christliche Inschriften (auch auf Objekten mit traditionell »heidnischen« Szenen wie dem Kasten der Proiecta im Schatz vom Esquilin) haben unter Letzteren noch einmal einen größeren Anteil. Christliche Bilder sind auf Hochformen häufiger und setzen in der Tendenz auch früher ein als solche auf runden oder rechteckigen Platten.

Weiterhin untersucht die Autorin, ob sich das Verhältnis von christlichen und »traditionellen« Themen, wie es anhand von zwölf Horten mit Silbergeschirr gewonnen wurde, mit Blick auf andere Sachgruppen relativieren lässt. In der Forschung konnte schon vor längerer Zeit gezeigt werden, dass die Bilder auf spätantiken afrikanischen Sigillaten mit Hilfe von Modeln aus Gips oder mit Tonstempeln erzeugt wurden, welche von Silbergefäßen beziehungsweise Elfenbeinplatten abgenommen worden waren. Es ist also möglich, ausgehend von erhaltenen Objekten aus Ton auf die verlorenen Vorlagen zu schließen. Da sich auf der afrikanischen Terra Sigillata neben Lämmern oder Christogrammen auch biblische Geschichten finden, hat es ursprünglich offenbar im Verhältnis mehr derart verziertes Edelmetallgeschirr gegeben. Einige Keramikobjekte gehen auf stadtrömische Vorbilder zurück, wie Kaufmann-Heinmann am Beispiel einer in Köln aufbewahrten Tonkanne ausführt. Auf dieser ist ein heranschreitender, mit Namen bezeichneter Paulus dargestellt. Aufgrund der Körperhaltung ist dieser sicher einer Dominus-legem-dat-Szene entlehnt (S. 84, vgl. S. 68 zusammenfassend zur Forschung, nach der diese ursprünglich für die Apsis von Alt-St.-Peter entworfen wurde). Daher mag das Verhältnis von christlichen und anderen Motiven auf Silbergeschirr

ursprünglich etwas ausgewogener gewesen sein als beim erhaltenen Fundbestand (S. 86).

In vornehmen spätantiken Haushalten war die gleichzeitige Verwendung von Gebrauchsgegenständen mit heidnischen wie auch mit christlichen Motiven nicht zwangsläufig ein Widerspruch. Zu nennen sind hier etwa Kästchen und Truhen für Schmuck, Toilettenartikel oder Textilien. Unter diesen finden sich Luxusartikel aus Silber wie der erwähnte Kasten der Proiecta und das Musenkästchen aus dem Schatz vom Esquilin. Ebenso waren im Trierer Schatz von 1628 neben Gefäßen mit mythologischen auch zwei Schalen mit christlichen Motiven vertreten. Da sich im Inventar des 1628 in der Nähe gefundenen Schatzes keine Kannen fanden, kann die Apostelkanne ebenfalls zu diesem Hort gehört haben (vgl. auch Beiträge von Faust sowie Martin).

Ludwig Eiden stellt in seinem Beitrag (S. 129–157) zunächst die aufwendige Restaurierung der Kanne und im Anschluss Beobachtungen zur Herstellungstechnik von Gefäßkörper und Anbauteilen vor. Der Körper wurde aus einer Silberplatte getrieben. Dabei traten im Bereich des Fußes Risse auf, eine Reparatur mittels Lotplättchen ließ sich durch Röntgenaufnahmen nachweisen. Im Kontrast zu dieser sehr anspruchsvollen Treibarbeit ist der Niellodekor interessanterweise an einigen Stellen nur ungenau ausgeführt (S. 140 f. mit Abb. 20–21). Motive wurden mit fünf unterschiedlichen Arten von Punzen eingeschlagen (Schrot-, Punkt- und Formpunze, Schrotpunze mit abgerundeten Kanten und Laufpunze mit breiterer Rundung). Die Feuervergoldung erfolgte nach dieser Untersuchung zuletzt. Gebrauchsspuren in Gestalt von Kratzern, auch am Gefäßboden, sowie die abgegriffene Vergoldung belegen längere oder intensive Verwendung.

Die von Susanne Greiff (S. 158–170) vorgestellte zerstörungsfreie Mikro-Röntgenfluoreszenzuntersuchung wurde im Römisch-Germanischen Zentralmuseum Mainz durchgeführt. Die Analyse an verschiedenen Stellen des Gefäßkörpers sowie an den einzelnen Anbauteilen ergab ein differenziertes Bild, und die unterschiedlichen Legierungszusammensetzungen erlaubten ebenfalls Rückschlüsse auf die Herstellungstechnik. Der Gefäßkörper hat mit etwas über fünfundneunzig Prozent den höchsten Silberanteil, diese Legierung hat wahrscheinlich die Treibarbeit erleichtert. Die durchschnittlichen Silbergehalte der übrigen Bauteile liegen im Durchschnitt zwischen etwas über vierundneunzig Prozent am Deckel und etwa neunzig Prozent bei der Fingerrast. Eine stärkere Abweichung wurde bei der Endspirale des Henkels gemessen, die einen Silberanteil von nur knapp zweiundachtzig Prozent hat. Die chemischen Zusammensetzungen der verschiedenen

Teile sind so unterschiedlich, dass diese bis auf Deckel und Mündungsring aus je unterschiedlichen Silberchargen stammen müssen. Die Vergoldung ist nach Ausweis des Quecksilbergehalts als Feuervergoldung ausgeführt. An zwei Stellen, an denen Niellierung ausgefallen war, gibt es zudem einen besonders hohen Quecksilberanteil, was die Verfasserin als Hinweis auf eine Vorbehandlung (Verquickung) bei der Vergoldung der Oberfläche mit Quecksilber oder Quecksilbersalzen wertet. Da sich Spuren einer Verquickung unter der Niellierung fanden, geht Greiff (anders als Eiden S. 143) davon aus, dass die Kanne zuerst vergoldet und dann nielliert wurde.

Ein kurzer Beitrag von Roland Schwab zu archäometallurgischen Untersuchungen an einer Probe des Weichlotes vom Ansatz der unteren Henkelattasche (S. 171–173) geht auf das Verhältnis der Bleisotopen ein. Die Werte stimmen mit jenen einiger Bleifunde aus Trier überein, die vermutlich aus den postvariszischen Lagerstätten der Eifel stammen. Das Blei für das Lot stammt nach der naturwissenschaftlichen Untersuchung »mit einiger Sicherheit« aus der Eifel. Im fünften Jahrhundert wurde in Trier wohl Blei verarbeitet (zusammenfassend Beitrag Martin S. 280). Interessant wäre, ob in dieser Zeit hier auch Silber aus lokalem Blei gewonnen wurde und wenn, ob man dieses Silber vor Ort weiterverarbeitete (zu spätantiken Silbermünzen und -barren aus Trierer Produktion s. Martin S. 277 ff.). Die Frage nach dem Herstellungsort der ganzen Kanne lässt sich durch die Analyse des Lotes allein nicht mit letzter Sicherheit beantworten, denn dazu müsste eine spätere Reparatur mit Lötung des Henkels ausgeschlossen werden können. Zusätzliche naturwissenschaftliche Daten wären hier vielleicht aufschlussreich gewesen. Es findet sich im Beitrag leider kein Hinweis, ob von dem bei der Oberflächenreinigung der silbernen Flächen der Kanne angefallenen Material (zur Reinigung der Kanne mit Acrylglasschabern vgl. Beitrag Eiden S. 133) brauchbare Proben für weitere Isotopenanalysen zur Verfügung gestanden hätten (zum Restgehalt von Blei in den Silberteilen der Kanne Beitrag Greiff S. 165).

Im als Literaturarbeit angelegten Beitrag von Barbara Niemeyer zu den Darstellungen von Silberkannen (S. 175–210) wird der Frage nachgegangen, inwieweit sich die von Kaufmann-Heinimann herausgearbeiteten Kannentypen A bis F in dieser Form auch auf zeitgenössischen Darstellungen, vor allem in der Wandmalerei, auf Mosaiken, Sarkophagen, Silbergefäßen und Elfenbeintafeln finden. Eine Beurteilung war in zahlreichen Fällen nicht möglich, etwa wenn die Qualität der Abbildungen in den ausgewerteten Publikationen keine Beurteilung zuließ oder der Verdacht auf eine nachträgliche Veränderung be-

stand, etwa durch Restaurierungen. Manchmal bleibt unklar, ob Details eines Gefäßes in dieser Form einen Realitätsbezug haben oder auf die künstlerische Technik zurückgehen (S. 177 zu einer der Kannen auf der Malerei von Cesena). Vollständigkeit hat die Autorin nicht angestrebt. Die tabellarische Zusammenstellung (S. 176 Tab. 1, vgl. S. 204) zeigt, dass auf diese Weise aber immerhin 134 Kannendarstellungen des zweiten bis sechsten Jahrhunderts (davon 77 aus dem vierten und fünften Jahrhundert) soweit zum Vergleich herangezogen werden können, dass sie einem der Kannentypen zugewiesen werden konnten. Diese werden in der Folge als Umzeichnungen abgebildet, kurz in den Zusammenhang mit dem entsprechenden Bildwerk gesetzt und beschrieben und eine Zuordnung zum Kannentypus nach Kaufmann-Heinimann vorgenommen. Merkmale sind dabei neben der Form des Körpers auch die Gestaltung des Fußes, des Griffes sowie die Existenz einer Daumenrast, von Hals- und Fußmanschetten, von Kugelperlbändern an Fußkanten und Mündungsändern sowie von Deckeln.

Für die spätantiken Silberkannen sieht die Verfasserin lediglich bei sechs Darstellungen des Typus C und einem des Typus B eine komplette Übereinstimmung zu antiken Originalen (S. 204). Bei den meisten Kannendarstellungen, die einem der sechs Typen zugewiesen wurden, sind jedoch Merkmale mehrerer Typen von Originalen vermischt. Einige häufig dargestellte Elemente wie ein trichterförmiger Fuß, ein hochgebogener Griff und ein Ausguss sind bereits in der Kunst des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts bezeugt (S. 209 f.).

Der methodische Ansatz des Vergleichs von Bilddarstellungen und Silberbeziehungsweise Buntmetallgefäßen wurde bereits für Funde aus den Vesuvstädten und pompejanischen Wandmalereien durchgeführt (S. 204 mit Lit.). Auch dabei hat sich herausgestellt, dass in den entsprechenden Malereien manchmal sehr viel ältere Gefäßformen dargestellt sind. Häufig sind diese auch aus Versatzstücken älterer Formen zusammengesetzt worden. Reale, zeitgenössische Vorbilder waren in diesen Beständen dagegen nicht nachzuweisen. Der Rückgriff auf ältere Formelemente bei der Darstellung von Metallgefäßen erweist sich damit als gängiges Prinzip.

Max Martin geht im zweiten Hauptteil (eingereicht im November 2013) auf den verlorenen Trierer Silberfund von 1628 und von dort aus allgemein auf das Tafelsilber des fünften Jahrhunderts ein (S. 213–284). Nach einem Überblick über Fundgeschichte und Quellenlage wird auf Basis der von Wolfgang Binsfeld editierten Beschreibungen von 1628 eine Rekonstruktion des Inventars vorgelegt (Trierer Zeitschr. 42, 1979, 113–127). Diese wiederum beruht auf Beschreibungen von Jakob

Masen (1608–1681) und Alexander Wiltheim (1604 bis nach 1682), die nach Notizen eines ungenannten Jesuiten erstellt sind, sowie einem handschriftlichen Manuskript im Priesterseminar Trier. In diesen Quellen sind Gewichtsangaben der einzelnen Teile sowie knappe Beschreibungen überliefert. Mit einem Gesamtgewicht von etwa 114,5 Kilogramm handelt es sich um einen der bedeutendsten spätantiken Silberschätze. Der Hort wurde beim Wegräumen antiker Trümmerteile am 4. Dezember 1628 im Garten des Jesuitennoviziats von Novizen in einem Steinbehälter mit Deckel gefunden. Nach Rechtslage hätte der Fund dem kurtrierischen Landesherrn abgeliefert werden müssen, doch unterschlugen die Jesuiten den Fund und ließen das Metall einschmelzen. Der Erlös von 4093 Reichstalern kam der Küche des Klosters zugute.

Die neunundvierzig aufgeführten Objekte gliedern sich nach den Beschreibungen in unterschiedliche Funktionsgruppen. Bei den ersten zehn Stücken (TR 1 – TR 10) handelte es sich um zwei rechteckige (TR 1 – TR 2) und acht runde (TR 3 – TR 10) Auftrageplatten mit einem Gesamtgewicht von 58,710 Kilogramm. Die größere der beiden Rechteckplatten war verziert, ebenso die runden Exemplare TR 3, TR 5 sowie TR 6 – TR 10 (zu deren Dekor 237 f.). Fünf Platten hatten einen verzierten Rand, mit Jagddarstellungen und vermutlich Tierkämpfen (TR 1 und TR 6) sowie nicht mehr deutbaren mythologischen Bildern (TR 7 – TR 9). Bei diesen trug auch das Mittelfeld eine Verzierung: TR 1 ein mythologisches Motiv, TR 6 und TR 7 Tierhetzen oder Jagdmotive, Gladiatoren (TR 8) und Faustkämpfer (TR 9). Bei drei weiteren Platten war der Rand unverziert. TR 3 zeigte in der Mitte einen efeubekränzten Kopf mit vergoldeten Haaren, TR 10 ein sich anblickendes Paar, entweder Büsten oder Ganzfiguren.

Zum Tafelzubehör gehörten drei Flüssigkeitsbehälter, unter anderem ein Eimer (»situla«, TR 12) mit reicher figürlicher Verzierung und Jagddarstellungen, ein »Kessel« und ein Schöpfer. Zu einem mutmaßlichen Gefäß zur Kühlung von Flüssigkeiten, einem »gillo« (TR 11), der Tier- und Kampfdarstellungen trug, werden nach Ausweis von Vergleichsfunden auch die beiden im Inventar genannten Henkel in Tierform gehört haben (zu den Verzierungen S. 238).

Das Ess- und Beigeschirr (TR 15 – TR 36) wird in drei Sätze unterteilt. Es handelt sich um acht Schalen, die auf Innen- und Außenseite verziert waren (TR 15 – TR 22) und die in Analogie zu Schalen aus dem Fund von Traprain Law als Schüsseln des Essgeschirrs interpretiert werden. Dazu kommen acht etwas leichtere, innen mit Göttinnen verzierte Teller (TR 23 – TR 30, zu den Verzierungen S. 238). Im Vergleich mit Geschirrsätzen aus anderen Schatzfunden

(Kaiseraugst, Esquilin, Karthago, Mildenhall) deutet sich an, dass zu einem spätantiken Tafelservice jeweils zwei unterschiedliche Ess- und Beigefäße entweder paarweise oder in größeren Sätzen gehörten. Sechs unverzierte »phialae« mit Deckel (TR 31 – TR 36) werden mit Fußschüsseln aus Karthago und Viminacium verglichen, deren mit einem zylinderförmigen Aufsatz versehene Deckel wohl umgedreht werden konnten und dann als Teller Verwendung fanden.

Von den weiteren Bestandteilen gehörten zwei (TR 42 und TR 43) als Henkel zum »gillo« (vgl. oben). Die Interpretation zweier »figurae Dearum« (TR 44–45) ist nicht eindeutig, der Verfasser zieht in Analogie zu den Gewürzbehältern aus dem Hoxne-Schatz (dort u. a. Gruppe mit Hercules und Antaeus) die Möglichkeit in Betracht, dass diese Statuetten einen ähnlichen Zweck gehabt haben könnten. Einschränkend bemerkt er, dass mit TR 46 zusätzlich Fragmente eines (weiteren?) »salinarium« angeführt werden und dass das Gewicht dieser diversen Teile mit 7,95 Kilogramm beziehungsweise 8,42 Kilogramm beachtlich war. Mit Hinblick auf die Venusstatuette aus dem Kaiseraugster Silberschatz (vgl. S. 231) scheint auch eine Deutung als Tafelzierat nicht ausgeschlossen. Ein »Schiffchen« (»navicula«, nach Binsfeld a. a. O. 122 dachten die geistlichen Autoren der frühen Neuzeit in diesem Zusammenhang wohl an ein Weihrauchschiffchen), das im Inventar zusammen mit vier Ampullen (TR 37, TR 38 – TR 41) aufgeführt ist, wird als Toilettenbox mit Inhalt interpretiert.

Bei dem nach der Beschreibung bei Wiltheim aus Silber gegossenen, nach vier Seiten drehbaren und zusammenfaltbaren Gerät TR 47 soll es sich um einen faltstuhl gehandelt haben (vgl. Übersetzung und Diskussion S. 232 f. Eine Deutung als Klappstisch oder Kandelaber lehnt bereits Binsfeld a. a. O. 123 ab. Zu einem neu gefundenen eisernen faltstuhl des ersten Viertels des zweiten Jahrhunderts aus Borschemich Grab IV mit Seiten- und Rückenlehnen vgl. A. Schuler, Ein außergewöhnlicher römischer Bestattungsort bei Borschemich. Rhein. Ausgr. 75 [Darmstadt 2017] 42–46; 83–87 [Beitrag U. Klatt]; 100 ff. [Beitrag H. Becker]). Für das Trierer Fundstück wäre allerdings bei dem angegebenen Gewicht von 4,68 Kilogramm zu fragen, ob damit für einen Stuhl ausreichend Material zur Verfügung gestanden hätte. Bei einem spezifischen Gewicht von 10,49 Gramm pro Kubikzentimeter wären dies rechnerisch knapp 446 Kubikzentimeter Silber. Die als mögliche Analogien herangezogenen Abbildungen von faltstühlen auf einem Mosaik von Sidi Ghrib (vgl. S. 222 Abb. 6) sowie auf dem Proiectakasten (S. 233 Abb. 15) haben neben den Beinen aus Metall auch Rückenlehnen. Lässt man sich auf ein

Gedankenexperiment eines Gestells mit X-förmig gekreuzten geraden Beinen (wie auf den genannten antiken Abbildungen) und einer Beinlänge von 55 Zentimetern ein, mit der eine akzeptable Sitzhöhe zu erreichen ist, stünde noch ohne Berücksichtigung der Lehne für jedes der vier Beine maximal 110 Kubikzentimeter Material zur Verfügung, also zwei Kubikzentimeter pro laufendem Zentimeter. Zu berücksichtigen ist, dass Silber relativ weich ist. Nach der oben genannten Beschreibung werden bei dem Gerät aus Trier außerdem auch noch andere Bewegungsmöglichkeiten über das reine Zusammenfallen einer scherenförmigen Bein konstruktion beobachtet worden sein. Demnach hätten sogar noch weitere Bestandteile vorgelegen, was zu Lasten des für die Beine zur Verfügung stehenden Materials und damit der Festigkeit der Standvorrichtung ginge. Diese Überlegungen führen zwar nicht zu einer alternativen Deutung für TR 47, lassen jedoch Zweifel an der Interpretation als Faltstuhl aufkommen.

Die letzten beiden Objekte, zwei Teller (TR 48–49) mit einem zentralen Kopf oder einer Büste, vielleicht ein Christusbild, umgeben von kreuzweise gegenübergestellten, inschriftlich bezeichneten Köpfen beziehungsweise Büsten der Apostel Petrus und Paulus sowie der stadtrömischen Heiligen Justus und Hermes wurden zur Nutzung in eine unbekanntene Kirche überführt, ihre Spur verliert sich. Radiale Anordnungen von Heiligen finden sich auf Goldgläsern, die Ähnlichkeit sei, soweit die Beschreibung der Trierer Exemplare einen Schluss zulässt, jedoch nicht sehr groß. Ein in den Zeitraum von 360 bis 400 datiertes Goldglas mit zentraler Büste mit Beschriftung »CRISTVS« sowie vier radial angeordneten unbenannten Büsten im Britischen Museum dürfte vom Bildaufbau den Trierer Silbertellern nahegekommen sein (etwa D. Howells, *A Catalogue of the Late Antique Gold Glass in the British Museum* [London 2015] 80 f. Nr. 11). Büsten des Heiligen Justus (Sustus) und des Heiligen Hermes (Ermes) sind immerhin gemeinsam auf einem Goldglas in Verona dargestellt, zusammen mit jenen des Heiligen Felix und des Heiligen Politus und einer kleinen Christusfigur (so auch Binsfeld a. a. O. 123 f.). Allerdings sind diese nicht radial angeordnet (vgl. etwa C. Morey, *The Gold-Glass Collection of the Vatican Library*. [Vatikanstadt 1959] 48 f. Taf. 27 Nr. 278). Als ikonographischer Vergleich wird ferner eine angeblich auf dem Caelius in Rom gefundene Silberkanne mit (unbezeichneten) Büsten von Christus, Petrus, Paulus sowie zwei weiteren Heiligen oder Aposteln (vgl. auch Beitrag Kaufmann-Heinimann Kat. C34) benannt. Da die Vergleiche nach Rom weisen, wird auch für TR 48 und TR 49 eine Herkunft aus Rom, vielleicht als Mitbringsel von einer Pilgerreise erwogen (S. 239).

Ein Exkurs, auf den hier etwas ausführlicher eingegangen werden soll, beschäftigt sich mit der Funktion von spätantiken Silbergefäßen mit christlichen Zeichen oder Bildern (S. 239–243). Derart gekennzeichnete Silberobjekte unterteilt der Autor in drei Gruppen (vgl. o. zum Beitrag Kaufmann-Heinimann, die zwei Gruppen vorschlägt). Die erste, älteste Gruppe umfasst vor allem Geräte sowie wenige Gefäße, die nur mit einem christlichen Symbol versehen wurden. Beispiele sind etwa das aus einem Zahnstocher und einem Ohrlöffel bestehende Toilettengerät mit Christogramm aus dem Silberschatz von Kaiseraugst oder der Proiectakasten vom Esquilin, dessen Inschrift mit einem Christogramm beginnt; aber auch die verschollene Schüssel aus dem Tyne bei Corbridge mit sechs gleichartigen Christogrammen auf dem umgelegten Perlrand.

Die zweite, deutlich kleinere Gruppe beinhaltet Gefäße mit Kombinationen aus mehreren christlichen Zeichen und Symbolen, wozu auch Büsten und Figuren gerechnet werden. Beispiele sind etwa die Trierer Kanne von 1992 mit den Apostelfiguren sowie nimbierten Lämmern (diese von Kaufmann-Heinimann in ihrem Beitrag zu den Objekten mit christlichen Szenen gerechnet) oder das Tellerpaar aus dem Trierer Schatz von 1628 mit den inschriftlich bezeichneten Apostel- und Heiligenköpfen beziehungsweise -büsten und einem zentralen Kopf oder einer Büste (Christus).

Bei der dritten Gruppe sind auf den Gefäßen ganze christliche Bilder beziehungsweise Szenen dargestellt. Hierzu gehört eine Flasche aus dem Fund von Traprain Law mit Adam und Eva, einer nur unvollständig erhaltenen Szene, einem Quellwunder des Moses sowie einer Anbetung der Magier (H. 21,6 cm, Gewicht mit Ergänzungen ca. 428 g; vgl. Beitrag Kaufmann-Heinimann A10, bei Martin S. 241 als »noch nicht abschließend interpretiert« bezeichnet). Für die unvollständige Szene schlägt Kenneth Painter eine Deutung als Wachtelwunder vor (in: M. Henig / N. Ramsay, *Intersections. The Archaeology and History of Christianity in England, 400–1200*. Festschr. Martin Biddle und Birthe Kjølbye-Biddle. BAR British Ser. 505 [Oxford 2010] 1–23), auch wenn diese Vögel in der Darstellung fehlen. Zwei Flaschen stammen wohl aus Rom, davon eine mit einer *Traditio clavium* und einer Blindenheilung (heute British Museum, Höhe 12,7 Zentimeter, vgl. Beitrag Kaufmann-Heinimann A16) sowie eine nur von einer Zeichnung bekannte mit einer Hochzeit zu Kana und einer weiteren Szene (vgl. Beitrag Kaufmann-Heinimann V48). Martin stellt heraus, dass es sich insgesamt um eine zahlenmäßig bescheidene Gruppe von spätantiken Silbergefäßen mit christlichen Symbolkombinationen oder Bildszenen handelt. Mit Hinweis auf die erst wäh-

rend der Drucklegung des Bandes bekannt gewordene Kanne mit Christus und Aposteln sowie alttestamentlichen Szenen (vgl. oben zum Beitrag Kaufmann-Heinimann Kat. N₃) ist einschränkend zu sagen, dass gerade bei kleinen Fundgruppen wenige Neufunde Aspekte des Gesamtbildes verändern können. So sind die beiden Kannen mit bekannten Maßen von Traprain Law und im Britischen Museum relativ klein, während der erst nach dem Tod des Verfassers bekannt gewordene Neufund aus der Ukraine deutlich größer ist. In der spätantiken Tafelkultur wurden Kannen mit christlichen Szenen also nicht nur für besonders kleine Flüssigkeitsmengen benutzt (vgl. so noch S. 242).

Interessant ist die nicht abschließend geklärte Frage, warum christliche Bilder und Szenen im Unterschied zu christlichen Zeichen nur selten und auch erst spät auf Silbergeschirr auftreten. Der Autor weist in diesem Zusammenhang ebenfalls auf Platten oder Teller aus nordafrikanischer Terra Sigillata wie auch auf gläserne Trinkschalen aus Nordgallien hin. Mit Verweis auf die Übertragung von Motiven mittels Stempeln von Tafelsilber (und Elfenbeinen) auf Tongefäße vermutet Kaufmann-Heinimann in ihrem Beitrag bereits, dass der Anteil von christlich verzierten Silbergefäßen in der Antike höher lag als im heutigen Bestand (vgl. o.). Auch Painter (in: Henig/Ramsay a. a. O. 15) hält es für möglich, dass schon im vierten Jahrhundert christlich verzierte Silbergefäße existiert haben und nur die Quellenlage ungenügend ist. Manche paganen Themen, die von afrikanischer Terra Sigillata bekannt sind, seien schließlich auf Silbergeschirr bislang ebenfalls nicht belegt (vgl. ebd. 10 zu Sigillaten mit Darstellung der Arbeiten des Herkules, die auf Tafelsilber fehlen). Bei diesen Materialgattungen ist die Überlieferungslage also nicht nur in Bezug auf christliche Bilder uneinheitlich.

Im Hinblick auf die schon genannten Gläser stellt sich das Problem (nicht nur mit Hinblick auf die Herstellungstechnik) etwas anders dar. Bei der Zusammenstellung von Glasschalen der sogenannten Wint-Hill-Gruppe mit Datierungsschwerpunkt im zweiten Viertel des vierten Jahrhunderts wurden vermutungsweise Gefäße aus Silber als mögliche Vorbilder benannt (etwa D. Harden, *Journal Glass Stud.* 2, 1960, 44–81). Für solche Exemplare mit mythologischen oder Jagddarstellungen lassen sich ikonographische Verbindungen zu Silbergeschirr zeigen, für solche mit christlichen Inhalten aber in dieser Zeit nicht. Vom Kompositionsprinzip her sind die gläsernen Wint-Hill-Schalen, die oft ein die Fläche füllendes zentrales Ganzbild tragen, mit deutlich späteren silbernen Schalen (Martin S. 256 ff.) zu vergleichen. Auch die mehr oder weniger deutliche Abtrennung eines unteren Bereiches (Martin S. 256) kommt bei beiden

Materialgattungen vor, deutlich etwa bei der Wint-Hill-Schale mit Abrahamsopfer aus Rouen mit Christogramm sowie Sonne, Mond und Sternen unterhalb der Standlinie (vgl. Harden 1960 a. a. O. 71 Abb. 35). Es ist schon eine Frage, weshalb diese Art der Bildkomposition bei Glasschalen mit christlichen Motiven bereits Jahrzehnte früher als beim Silber nachzuweisen ist: Hat die Entwicklung innerhalb des Geschirrs tatsächlich beim Glas vor dem Silber eingesetzt, handelt es sich um unabhängige Entwicklungen, oder ist die Materialbasis beziehungsweise die Fundüberlieferung unzureichend und es fehlen frühe datierbare Exemplare aus Edelmetall? Dies lässt sich natürlich auch für andere Glasarten fragen, stellvertretend sei hier das oben genannte Goldglas im Britischen Museum mit vier radial um ein zentrales Christusmotiv angeordneten Büsten erwähnt, das deutlich früher datiert wird als der Verbergungszeitraum des Trierer Schatzes mit den vielleicht ähnlich gestalteten Silbertellern TR 48 und TR 49.

Kulturgeschichtlich interessant ist auch die Erörterung der Funktion von Silbergeschirr mit paganen beziehungsweise christlichen Verzierungen bei Tisch. Nicht nur in wohlhabenden privaten Haushalten wurde Tafelsilber mit mythologischen Szenen traditionell geschätzt, sondern auch innerhalb des spätantiken Klerus (S. 242). Es mag innerhalb der Benutzerkreise ein gewisses Beharrungsvermögen gegeben haben, so dass christliche Themen in diesem Bereich später und nur verhältnismäßig selten Aufnahme fanden. Dennoch bliebe unter sozialgeschichtlichen Gesichtspunkten zu fragen, warum sich christliche Bilder im vierten Jahrhundert auf dem Luxusgeschirr aus Edelmetall der Eliten nicht nachweisen lassen, beim erschwinglicheren Geschirr aus Glas oder Ton aber schon.

Der Verfasser weist noch auf den Aufsatz von Kenneth Painter hin, der betont, dass sowohl die mit paganen wie auch die mit christlichen Szenen verzierten Gefäße bei der Tafel vorgeführt und die Bildthemen diskutiert worden sind (in: Henig/Ramsay a. a. O. bes. 13).

Modellhaft habe ich für den Kölner Raum gezeigt, dass Gläser mit mythologischen, christlichen und die Jagd thematisierenden Darstellungen in gleichartiger Weise im spätrömischen Grabbrauch verwendet wurden (zusammenfassend R. Gottschalk, *Spätrömische Gräber im Umland von Köln. Rhein. Ausgr.* 71 [Darmstadt 2015] 158–195 mit Lit.). Nach den Befunden sind die Beigaben noch in Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Habitus antiker Ess- und Trinksitten zu sehen. Im Rahmen der Tafelgebräuche wurden mythologische Motive mit Bezug auf das Geschirr diskutiert, was sich nun mittels gleichartiger (Glas)gefäße auf christliche Themen ausweiten ließ.

Im Vergleich zu dieser Fundlandschaft weist beispielsweise eine Zusammenstellung von spätantiken schliffverzierten Gläsern aus Oberitalien und Rätien ebenfalls sowohl solche mit mythologischen wie auch mit christlichen Themen nach (F. Paolucci, *I vetri incisi dall'Italia settentrionale e dalla Rezia nel periodo medio e tardo imperiale* [Florenz 1997] mit Lit.). Wenn auch in anderen Regionen die Zahl aussagekräftiger Befunde geringer sein mag als im Rheinland, deuten die Funde (zu afrikanischen Sigillaten vgl. oben) doch auf analoge Nutzungsmöglichkeiten von mythologisch und christlich verziertem Geschirr bei der Tischunterhaltung wohlhabender und gebildeter Kreise hin. Die im Verhältnis zu Silbergefäßen aus Hortfunden deutlich größere Zahl von solchen aus anderen archäologischen Quellengattungen (Glasbeigaben in Gräbern, Goldglasböden aus Katakomben, fragmentarisches Material aus Siedlungen) mag einer der Gründe sein, weshalb Edelmetallgeschirr mit christlichen Szenen im Vergleich mit derartig verzierten Gefäßen aus Glas oder Ton im vierten Jahrhundert unterrepräsentiert ist. Das Ungleichgewicht zwischen Silberexemplaren mit christlichem beziehungsweise traditionell-heidnischem Dekor innerhalb der Hortfunde ist damit freilich immer noch nicht erklärt.

Die Datierung des Trierer Fundes von 1628 kann nur anhand der seinerzeit angefertigten Beschreibungen und der überlieferten Gewichtsangaben erfolgen. Als Grundlage dazu werden Materialien zur chronologischen Einordnung spätrömischer Tafelsilberhorte zusammengestellt, die ihrerseits wieder als Datierungsgrundlage für das Inventar von Trier dienen. Diskutiert werden Löffel; »cochlearia« und »ligulae« (Tabelle Abb. 18 mit Längen und Gewichten), wobei die »chochlearia« seit der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zunehmend massiver und schwerer werden. Bei den »ligulae« tritt nach 400 eine jüngere Form mit halbkugelförmiger Laffe auf. Löffel fehlen zwar im Trierer Inventar selbst, sind aber in zum Vergleich herangezogenen Fundkomplexen vertreten und dort ein Datierungskriterium.

Schalen mit hohem konischen Fuß und schmalem Rand der Form *Viminacium* sind selten, auch in umfangreichen Horten (zwei Stück im zweiten *Viminacium*-Hort sowie Fragmente von zwei Exemplaren in *Traprain Law*). Nach der Beschreibung stellt der Autor diesen die immerhin acht beiderseits verzierten und randlosen Schalen TR 15 bis TR 22 an die Seite. Hingewiesen wird hier vor allem auf die Schale aus *Traprain Law* mit Büste des Herkules auf der Innenseite und Tierkampffries sowie *Kymationband* an der Außenseite. Das mit etwa 1,3 Kilogramm rekonstruierte Gewicht der

Schale aus *Traprain Law* kommt den für Trier überlieferten Gewichtsangaben von durchschnittlich 1,17 Kilogramm nahe. Die Form kam wohl erst im fünften Jahrhundert auf.

Ein weiteres Unterkapitel gilt der Entwicklung der Randverzierungen von Platten. Perlrandsplatten mit sonst unverzierten beziehungsweise gerillten Randzonen sind älter als solche mit geometrisch-vegetabilem oder graviertem figürlichen Dekor. Die jüngste Entwicklungsstufe stellen plastisch-figürliche Verzierungen dar, wobei bei derartigen Platten noch ein *Kymationband* innerhalb des Perlrandes als zusätzliches Zierelement auftritt. Neben den Perlrandsplatten kommen seit dem späten vierten Jahrhundert auch solche auf, die einen rundstabigen Rand haben und in der Mitte ein zentrales Ganzbild aufweisen. Anhand der unterschiedlichen Kriterien stellt Martin eine relativchronologische Reihenfolge auf, die mit dem Silberschatz von Kaiseraugst beginnt und über die Horte vom *Esquelin*, aus *Karthago* und *Mildenhall* zum Trierer Fund von 1628 und dem sogenannten *Seuso-Schatz* führt.

Der Verfasser vermutet die Verbergung im vierten oder fünften Jahrzehnt des fünften Jahrhunderts. Er sieht hier einen Zusammenhang mit der letzten der vier historisch vor allem bei *Salvian* von *Marseille* für das fünfte Jahrhundert überlieferten Zerstörungen von Trier, deren Datum allerdings nicht genau bekannt ist (428 oder 435/6).

Abschließend folgen noch einige Überlegungen zu ehemaligen Besitzern des Schatzes sowie zur Trierer Stadtgeschichte in der Endzeit römischer Herrschaft am Ort (S. 270–284). Die als Hochzeitsgeschenk interpretierte Auftragsplatte TR 6 trug die Namen *Nicentius* und *Audentia*. Statt der frühneuzeitlichen Lesung »*Bassilia*« auf der Platte TR 7 schlägt der Autor den Namen »*Bassula*« (oder »*Bessula*«) vor. Zwar sind diese Namen (teils selten) im spätantiken senatorischen Adel in Gallien bezeugt – *Bassula*, die Schwiegermutter des *Sulpicius Severus*, hat sich um 400 in Trier aufgehalten – aber es ist keine konkrete Verbindung einer historisch überlieferten Person zum Silberschatz von 1628 nachweisbar (S. 272 f.).

Mit der Verlagerung der Kaiserresidenz 395 (zunächst nach *Vienne*) verlor Trier politisch an Bedeutung. Die schriftliche Überlieferungslage zu Personengruppen, die danach noch als Besitzer von hochwertigem Tafelsilber in Frage kommen, ist nicht besonders gut. Nach *Salvian* gab es zur Zeit der dritten Zerstörung Triers (vermutlich um 419/420) nur noch wenige senatorische Familien in der Stadt. Von zwei Frauen aus senatorischen Familien sind wohl in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts zu datierende Grabinschriften bekannt (S. 282 ff.). Auch in Bezug auf den

Klerus ist die historische Quellenlage nicht zufriedenstellend; der um beziehungsweise nach 450 wirkende Bischof Cyrill war immerhin in der Lage, die Grabstätte seiner Amtsvorgänger Eucharius und Valerius zu renovieren. Soweit sich die Zusammensetzung der Bevölkerung in Grabinschriften niederschlägt, sind bis ins achte Jahrhundert lateinische und gallorömische Namen in der Überzahl, griechische machen etwa ein Viertel und germanische Namen nur sechs Prozent des Gesamtvolumens aus. Offen ist noch, in welchem Umfang germanische Bevölkerungsteile anhand von teils qualitativollen Militärgürteln oder Waffen fassbar werden, da Angaben zu den Fundkontexten häufig fehlen. Immerhin lassen sich wenigstens zeitweise im fünften Jahrhundert Belege für Phasen wirtschaftlicher Erholung in Trier benennen (S. 277–280). So wurde wohl um 420 die Trierer Münze kurzzeitig wieder in Betrieb genommen. Drei in Trier gestempelte Silberbarren dürften ins zweite Viertel des fünften Jahrhunderts gehören. In dieser Zeit wurde wohl auch (wieder?) Blei in der Eifel produziert. Die um 420 zuletzt redigierte *Notitia dignitatum* führt Trier in der Liste der in Gallien gelegenen Waffenfabriken auf.

Das Buch schließt mit einem ausführlichen Register und einer umfangreichen Literaturzusammenstellung.

Die aufwendig gestaltete Publikation ist sehr gehaltvoll und anregend zu lesen. Der erste Hauptteil zur Apostelkanne von 1992 wird durch Beiträge zu verschiedenen Aspekten sinnvoll ergänzt. Die Autoren kommen manchmal zu unterschiedlichen Aussagen im Detail. Der Rezensent sieht dies aber nicht als Nachteil, sondern als möglichen Ausgangspunkt für weitere Diskussionen. Zur redaktionell nicht vereinheitlichten Gestalt der Beiträge gehört auch, dass die Abbildungen, Diagramme oder Tabellen nicht nach einheitlichen Kriterien nummeriert sind (so sind die Tabellen im Beitrag Martin als Abbildungen mitgezählt, bei Kaufmann-Heinmann nicht). Die im zweiten Hauptteil vorgenommene ausführliche Würdigung des kurz nach der Auffindung eingeschmolzenen Schatzes von 1628, die sich auf die überlieferten kurzen Beschreibungen und Gewichtsangaben stützt, kommt durch den Vergleich mit anderen spätantiken Hortfunden zu zahlreichen Ergebnissen. Die Abschlussbemerkung zum verlorenen Silberschatz sei Alexander Wiltheim (zitiert nach Kaufmann-Heinmann S. 89) überlassen: »Welche Mengen von so verschiedenartigen Gefäßen, von so vielen Darstellungen und Bildern, die wir hätten studieren können, wurden uns entrissen!«